

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 4

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Mütter

Mutter werden ist schwer. Und Mutter sein erst ...!

Mütter, das waren einst geehrte, geehrte Frauen. Sie mussten hart arbeiten. Schalten und walten in Haus und Hof. Dem Gatten dienen, die Kinder umsorgen. Viele litten unter der Herrschaft des Mannes. Rackerten sich bis zur Erschöpfung ab. Manchen blieb ein starker Trost in trauriger Zeit: Söhne, Töchter, die Gefühle zeigten, Verständnis hatten, die den Menschen hochleben liessen, dem sie ihr Dasein verdankten.

Heute sind Mütter die Zielscheibe von Kritik, von Vorwürfen sonder Zahl. Nichts können sie ihren Lieben recht machen. Was sie auch anfangen, scheint bestimmt irgend jemandem verkehrt. Dass Mama, Mutti und Mère nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht, wie – und für wen – ihr Herz schlagen soll, ist begreiflich.

Betrachten wir als typisches Beispiel das Schicksal von Mutter Emma! In ihrem Fall ist Nomen nicht Omen. Die zu Schildernde gehört keineswegs der Gruppe

Von Ilse Frank

wahrhaft Befreiter an. Das möchte sie auch nicht. Emma hat gelernt, sich für andere zu verwenden, für sie stark zu sein. Nimmt man ihr diese Passion, beraubt man sie der Substanz.

Emma heiratete Mitte zwanzig. Hegte damals schon den Wunsch, Kinder grosszuziehen. Er wurde ihr bald erfüllt. Mit Ruth, Peter und Paul. Emma war zufrieden. Nein, glücklich. Sie pflegte die Babys, betreute die Erstklässler, stand den Bezirksschülern bei. Noch liessen die Sprösslinge ihre «Metsch» gewähren. Fürsorge, Hilfe in allen Lagen waren willkommen. Emma fühlte sich im Element. Wusste, dass sie gebraucht wurde, und versuchte doch schon, ihre «Küken», wie sie den Nachwuchs zärtlich nannte, zur Selbständigkeit zu führen.

Sie liess Rat und Tat denjenigen angedeihen, die sie darum baten, hielt sich immer einsatzbereit, ohne aufdringlich zu wirken. Dominanz verboten Emma Einsicht und Intelligenz.

Aus Kindern wurden Leute. Erwachsene, denen dämmerte, dass ihnen ihre Mutter viel gegeben hatte. Das störte sie ungemehr, denn es bedeutete Pflicht. Sie wahrzunehmen, hätte erfor-

dert: wenig Verständnis, ab und zu ein liebes Wort.

Emma hörte praktisch keines. Vernahm dafür die harschen Reden derer, die sich kraftvoll, mit Wucht, mit Gewalt von ihr zu lösen trachteten.

Die Mutter verstand das krampfhaftes Gebaren nicht. Versuchte den Fortstrebenden klarzumachen, dass sie niemanden anbinde, dass sie weiterhin präsent sei, wann immer man ihre Gegenwart, ihr Engagement wünsche. Das kreideten ihr die Kinder besonders an. Leiteten eine Erwartungshaltung davon ab, behaupteten, genau dies sei Mamas Art der Unterdrückung.

Die Söhne entfernten sich von Emma, suchten sich Frauen, die sie demonstrativ bevorzugen konnten. Ruth ging, mietete in ihrer Heimatstadt eine Wohnung und siedelte darin so abgeschieden von den Eltern, als weilte sie auf entlegenen Inseln.

Emma sass in ihrer Stube, grü-

belte, hoffte. Übe sich in Geduld. Glaubte an die emotionale Rückkehr ihrer Kinder. Vertraute alten Bindungen. – «Du hätschelst antike Vorstellungen!» So sprachen die Entlaufenen, wenn sie, nach Lust und Laune, jedoch äusserst selten, bei ihr hereinschauten, sie kurz besuchten. «Unternimm etwas! Tu etwas für dich», befahl die Jungmannschaft, «anstatt uns nachzutrauern, über unser Geschick zu sinnieren! Uns geht's gut, und wenn du es uns leichter machtest, ginge es uns bestens ...»

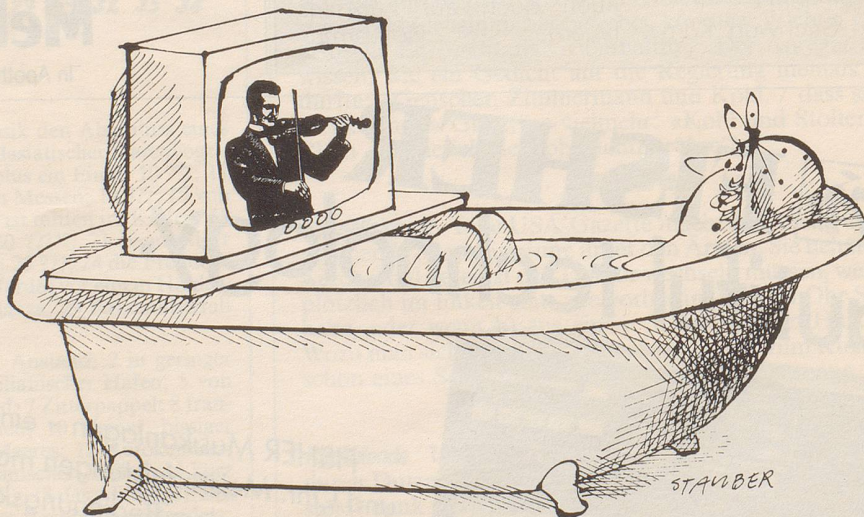
Emma schwieg. Litt. Rätselte, warum auch das Verhältnis zu ihrem Mädchen gestört war. Dabei wäre dies relativ leicht zu erklären gewesen: Ruth befand sich auf Emanzipationstrip – stak obendrein in einer Analyse. Durch feministische Schriften und vom Psychiater lernte sie, dass Mütter die schlimmsten aller vorstellbaren Despoten sind, dass sie Kinder gebären, um sie zu

knechten, dass sie als Heimchen am Herd versimpeln, dass sie die Töchter um ihre Eigenständigkeit beneiden und ihnen daher übel wollen.

Emma vernahm solche Weisheiten von Ruth. Die gab nämlich prompt weiter, was ihr, der aufmerksamen Schülerin, klarsichtige Persönlichkeiten beigebracht hatten. Ihre Erziehungsschäden, sagte Ruth, seien enorm. – Der Schaden, den Emma durch diese Reden nahm, lässt sich nicht ermessen.

Jetzt wartet Emma kaum mehr. Auf Gutes von den Nächsten nie. Aber manchmal, in sonnigen Stunden, auf die Wende. Auf den Umschwung der öffentlichen Meinung. Auf den Tag, an dem Mütter wieder als Menschen gelten. Nicht als halbe Heilige, wie in früheren Epochen, sondern als Wesen mit Schwächen und Stärken.

Die Morgenröte dieses Tages erblickt Emma noch nicht.



Plädoyer für ein Schömeli

Da meine Eltern, die über siebzig Jahre alt sind, nicht mehr gern Auto fahren, nahmen sie kürzlich, als mein Vater einen Vortrag in einer kleinen Stadt halten sollte, den Zug. Die Strecke vom Taxi bis zum Gleis und zum richtigen Wagen war für meinen schwer gehbehinderten Vater sehr lang. Er brauchte mehr als eine halbe Stunde, bis er im Abteil sass. Unglücklicherweise mussten meine Eltern auch noch umsteigen. Als der Zug hielt, warteten sie höflich, bis alle anderen Fahrgäste

ausgestiegen waren. Erst dann nahmen sie vorsichtig den Abstieg auf den Perron in Angriff. Bis meine Eltern auf dem anderen Perron angekommen waren, war der Anschlusszug weg. Sie mussten etwa eine Stunde auf dem windigen Perron auf den nächsten Zug warten.

Das Einsteigen gelang mit Hilfe anderer Fahrgäste leidlich, und als der Zug pünktlich in X anhielt, atmeten die beiden auf. – Zu früh, wie sich zeigte, denn meinem Vater war es unmöglich, die unterste Stufe des Waggons zu überwinden, ohne sich hinunterzustürzen. Traurig und hilflos stand er vor dem «Abgrund», während meine Mutter aufgeregt auf dem Perron hin und her rannete, bis sie einen «Käpplmann»

entdeckt hatte. Mit Hilfe des Bahnpersonals konnte der alte Mann dann knapp vor der Abfahrt des Zuges aussteigen. Meinen Eltern war es sehr peinlich, andern Leuten so viel «Umtriebe» zu machen. Meine praktische Mutter beschloss, von nun an auf Zugreisen immer ein «Schömeli» mitzunehmen, das zur Erhöhung des Perrons dienen sollte.

Könnte man in bestimmten, markierten Personenwagen ein «Schömeli» aufbewahren? Es würde wahrscheinlich öfter gebraucht als die Notbremse. Weil die SBB sparen müssen, könnte man in den Wartesälen Sparschweinchen aufstellen für die Aktion «SBB-Schömeli für Gehbehinderte».

Was die langen Wege bis zum